

ERLEBNIS-SCHILDERUNG EINES EINUNDZWANZIGJÄHRIGEN MEDIZINSTUDENTEN (1916)

„Besonders deutlich erfasste ich von hier aus *das Wesen und die Grösse Christi*. Ich bin überzeugt, dass das innere Leben, das die Triebfeder seiner Persönlichkeit und seines Lebens war, meiner Erfahrung sehr ähnlich gewesen sein muss, obgleich es natürlich – den anderen Verhältnissen entsprechend – sich in anderen Formen ausdrückte, deren tiefster Sinn aber doch auf ein gemeinsames Gleiches hinausläuft.

Das Zentrum im Leben Jesu war Gott, der ihm aber nicht ein Gedankending, eine Lehre bedeutete, an die man glauben kann, sondern für ihn das Wirkliche, das Leben selbst war. In der Person Jesu wirkte mächtig das Gefühl von dem, was *jenseits* der Formen liegt, die das für uns Wirkliche ausmachen; das Bewusstsein (oder Unterbewusstsein) vom Irrationalen war immer in ihm vorhanden und gab seinem innern Leben die Richtung, nicht als ein Gedankensystem, sondern als **Erlebnis**, als *seine* Wirklichkeit, die er erst sekundär in allgemein verständliche Formen kleidete (entsprechend den Zeitverhältnissen und den eigenen Fähigkeiten). Das Grundmotiv, auf das wir hier zurückgehen können, möchte ich (nach der *mir* geläufigen Abgrenzungsweise) bezeichnen als das Erlebnis von der *Idealität des Wirklichen*. Daraus (in anderer Formulierung) hat Christus die Kraft für seine Persönlichkeit und sein Tun geschöpft, indem ihm diese Grunderfahrung immer irgendwie gegenwärtig, als leitendes Agens in ihm wirksam war.

Das Streben, die tieferen Werke und Aussagen von religiösen Menschen, von Künstlern und sonst geistig Tätigen, lassen sich, wenn man von ihnen das Zufällige abstreift, leicht erkennen als die Versuche, die Grundwahrheit von irgend einer Seite her zu erfassen und auszudrücken oder es klingt diese doch immer – gewissermassen als Untergedanke – mit. Von unserer Anschauungsweise aus lässt sich die Sicherheit und Natürlichkeit, mit der Jesus seinen nicht gewöhnlichen Weg verfolgte, völlig verstehen. Viele Menschen können dies nie begreifen und glauben, dass er ein von uns Menschen verschiedenes, „göttliches“ Wesen gewesen sei, oder sie halten ihn mit verächtlichem Achselzucken für einen Schwärmer. Allerdings: Christus war ein Idealist, aber das sind wir andern Menschen alle auch, und seine „Ideale“ hatten für ihn dieselbe Wirklichkeit wie das, von dem wir nun glauben, dass es das Wirkliche sei. Weil Christus nicht krampfhaft Idealen nachjagte, sondern er in diesen (die nur wir von einem andern Standpunkt aus als „Ideale“ bezeichnen) als seiner Wirklichkeit lebte, lässt sich die grosse Einfachheit, ja Selbstverständlichkeit seines Redens und Tuns gut begreifen; daher ging von ihm auch die grosse Wirkung aus: die Menschen ahnten doch immer die hier ihnen entgegentretende tiefe Wahrheit, das ihrem Innern Verwandte. Christus fand für seine *Erfahrung vom Unmittelbaren* einen Ausdruck, der auch andern Menschen verständlich sein kann; er verband seine Einsicht mit dem Leben und zog daraus die praktischen Konsequenzen; diese Einsicht als immer gegenwärtige Wirklichkeit gab ihm auch die Kraft zur ungehemmten Durchführung. Diese Faktoren: Tiefste Erfahrung, Fähigkeit, sie im Leben auszudrücken, Konsequenz und Ganzheit in Gedanken und Tun sind Eigenschaften des grossen Menschen. Wenn von den obigen Eigenschaften die einen fehlen, so bleibt nichts anderes übrig, als an eine anerkannte, vorhandene Lebensrichtung sich anzuschliessen [vgl. „*Ich bin der Weg*“]; man wird sich an die gegebenen Kompromisse anpassen, wenn man weder die Notwendigkeit fühlt noch die Fähigkeit besitzt, sie auf irgend einem Gebiete zu überwinden [Anmerkung: dem mainstream folgen].

Es ist also leicht zu begreifen, dass Christus den Formen der ihn umgebenden Wirklichkeit, das heisst den Vorurteilen, Ansichten, Sitten, Institutionen, kurz allem, was Zeitgenossen von ihren Vorfahren übernommen und als Realität in ihr Leben eingewoben hatten, mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüberstand. Sein Standpunkt lag eben höher als all dies, sein

Wirken war in mancher Beziehung eine Überwindung dieser Formen, in ihm lebte (modern ausgedrückt) das Gefühl von der bloss relativen Bedeutung aller Form, die zwar selbst an und für sich berechtigt, ja durchaus nötig ist, aber eben auch eine Beschränkung bedeutet und eine der stärksten Fesseln des Menschen werden kann, wenn sie in irgend einer ihrer speziellen, einseitigen Ausgestaltungen kurzfristig als absolute Wirklichkeit aufgefasst wird, obwohl sie sich vielleicht weit vom Wesentlichen verirrt, den Zusammenhang mit dem tiefern Leben verloren hat. Christus war in diesem Sinne viel mehr Revolutionär als man gewöhnlich bedenkt, so zum Beispiel in seiner Stellung zu der anerkannten Autorität der Schriftgelehrten, zu den kultischen Formen (Beten, Fasten, Almosen, Sabbat), in seinem Verhältnis zu den Überlieferungen und der gewaltigen Autorität der Gesetze („ Ich aber sage Euch “), in seiner Freiheit [Anmerkung: „Die Freiheit ist ein pfadloses Land“ Krishnamurti] gegenüber der herrschenden Sitte (Zöllner, Ehebrecherin). Bei alledem ging er aber doch nicht über eine gewisse Grenze hinaus, er fand für sich wieder geeignete Formen, die er an die vorhandenen anzuknüpfen wusste, er formulierte seinen Standpunkt nicht so isoliert, dass er den Zusammenhang mit dem Leben verloren hätte.

Mit dieser Gleichgültigkeit, dieser Unabhängigkeit von den Formen ist eng verbunden ein tiefes Verstehen eben dieses Formhaften, wie es sich an den Menschen zeigt. Aus dem Gefühl von der wahren (beschränkten) Bedeutung der Form ergibt sich auch das Verständnis für deren verschiedene Gestaltungen. Daraus ergibt sich der weite Blick, mit dem Christus an die Menschen herantrat, die er nicht nach irgend einem Schema, nach einer Formel einteilte und beurteilte. Die starre Scheidung der Menschen, zum Beispiel in Gut und Böse oder in Bekehrte und Ungläubige, spielt in den Religionen, auch [und gerade] im Christentum, eine grosse Rolle, obgleich sie gar nicht dem Geiste Christi entspricht. Seine Grösse besteht ja eben darin, über die zufälligen Formen hinauszusehen (das heisst, sie ihrer wahren Bedeutung entsprechend bewerten); das braucht noch nicht zu heissen: jede Form zu billigen.

Von diesem hohen Gesichtspunkt aus war es ihm möglich, jede Menschenseele auch in ihren verzerrten Gestalten sich gleich zu achten, zu lieben. Die Liebe Christi ist das überaus einfache praktische Resultat seiner tiefsten Erfahrung. Der Verkehr der Menschen untereinander, diese wichtigste Lebensäusserung, wird durch alle möglichen Formen gehemmt, eingeschränkt, veräusserlicht, in einer das tiefste Wesen des Menschen gar nicht erreichenden, ihm widersprechenden Weise geleitet. Christus zeigte die Art des Verkehrs, wodurch die Einschränkung der Form überwunden werden kann, als natürliche Konsequenz seiner Persönlichkeit; wo seine Liebe wirksam ist, da können die Menschen wieder *unmittelbar* miteinander in Kontakt kommen. Seine Liebe ist allerdings mehr als was man unter Humanität versteht, mehr als Mitleid und Barmherzigkeit, mit denen sich oft gute Christen glauben begnügen zu dürfen. Sie ist vielmehr eine Gesinnung, eine Welt- und Menschenanschauung, sie ist das Verhalten, das ganz selbstverständlich und durchgehend als Voraussetzung das „*Richtet nicht*“ in sich aufgenommen hat, worauf sie dann weiter bauen kann. Diese Art der Liebe ist etwas ganz Natürliches, wenn sie eben Gesinnung, **Resultat der inneren Erfahrung** ist.

Diese innere Erfahrung sucht man in den religiösen Formen, wie man sie bei Christus kennt, nachzuerleben, doch ist dies natürlich keinem Menschen vollkommen möglich, und so bleibt es oft nur bei äusserlichen religiösen Dogmen, mit denen die Liebe, auch als Dogma, nur äusserlich verbunden ist, der daher auch die eigentliche Quelle der Kraft fehlt. So wird sie nicht zur tiefen Gesinnung, nicht zur alles durchdringenden Methode, sie macht gerade im kritischen Moment Fiasko, sie besteht in einem für alle möglichen Fälle angelernten Verhalten, einem Befolgen von allerlei Liebesgeboten Jesu. Es ist ein grosses Glück, dass es für uns aber doch Wege gibt, die uns in eine Verfassung bringen, aus der die Liebe Christi resultiert.

Allerdings brauchen diese Wege auch nicht im Kopieren der Formen zu bestehen, in denen Christus sein religiöses Erlebnis ausdrückte; dies garantiert heutzutage noch lange nicht das Vorhandensein des Erlebnisses selbst.“

Hans C. Syz „Vom Sein und vom Sinn – Bericht über ein frühes Erlebnis“ Editio Academica, Zürich, 1972. S. 24-28.